Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 18

Artikel: Die kleinen Gärten
Autor: Meyer, Traugott
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670833

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE KLEINEN GÄRTEN

Noch liegen sie armselig, wie verschüchtert vor der Stadt, diese kleinen Gärten. Barer Erdgrund, Steine, Papierfetzen, rostige Blechbüchsen, die man vor dem Einwintern nicht weggeräumt hat, und ein paar verkrüppelte, dürre Stauden blinzeln verstohlen durch Lattenhäge oder Drahtgitterumzäunungen. Da und dort steht ein Bretterhäuschen; aber Tür und Läden sind verschlossen. Nirgends kräuselt sich ein Räuchlein. Nirgends steht ein Karst aufrecht in einem Weglein zwischen Gartenbeeten und hält Ausschau auf ärmelentblösste Arme und zugriffige Hände. Nirgends lehnt eine Haue oder ein Gartenrechen an der Hüttenwand. Es ist still, wie vom Leben verlassen.

Aber bald wird es sich wieder regen hinter diesen Hägen und Zäunen. Männer werden kommen, schnurstracks von der Arbeit ums tägliche Brot weg, und in ihren Gärtchen die wohlverdienten Feierabendstunden verbringen. Spaten werden in den Boden stossen, Rechen werden die Erdklumpen zu feinem Grund zerkleinern, der durch die Finger rieselt. Das Setzholz wird Löcher stechen. Zarte Würzelchen werden sich ansaugen. Sonne wird Leben wecken.

Und dann ist ein Kommen und Gehen in den kleinen Gärten. Männer und Frauen hacken, setzen und säen, Kinder schauen zu und helfen mit. Im breiten Weg steht ein Buschiwagen. Die Frau, die sich über das angrenzende Beet bückt, schickt ihm von Zeit zu Zeit einen Blick zu. Nun regt es sich unter dem Wachstuchdach, wimmert, schreit und speicht. Die Frau schaut auf, tritt an den Wagen und wiegt das kleine Wesen mit «Doli, doli» wieder in Schlummer. Und wie wenn nichts geschehen wäre, geht die Arbeit weiter. So Tag für Tag, und Woche für Woche.

Die kleinen Gärten — sind sie nicht eine Welt für sich? Manchem sind sie ein willkommener Zuschuss zum Zuwenig, manchem ein Ausspann, eine Erholung. Wohl den meisten bringen sie einen Ausgleich in die tägliche Berufs- und Brotarbeit. Es soll Leute geben, die ihrer nicht mehr ermangeln könnten. Abgesehen vom handgreiflichen Ertrag, den die Beete bringen, ungeachtet der ersten zarten Salatblätter, der Karotten, Zwiebeln, Lauchstengel und verschiedenen Kohlsorten hat man seinen Gewinn vom Gärtchen. Er liegt in der freien, frischen Luft, in der wohltuenden Sonne, in der erdgebundenen Arbeit. Was sich durch die Jahre auf Asphaltstrasse, Zementböden, in Fabriksälen, Werkstätten und Büros, an Maschinen, Ladentischen und Schreibpulten wie Kaffeesatz angesammelt, das setzt sich alsgemach, wird gleichsam vom Gartenboden aufgesogen. Das innerhalb der Stuben-, Kammer- oder Saalwände gezimmerte, konstruierte, erkünstelte «Bild vom Leben» verblasst und verflüchtigt sich. An seine Stelle tritt die Natur, tritt das Leben selber. Man fühlt sich den Geheimnissen des Lebens nahe. Man ahnt seine inneren Zusammenhänge. Vielleicht erschaut man sogar in einer stillen Stunde das Wunder des Werdens. Jedenfalls lebt man für Augenblicke nicht mehr losgelöst vom Ganzen allum, sondern inmitten dieses Ganzen, und zwar als ein lebendiger Teil des ewigen Kommens und Gehens.

Dem durch Arbeit und Beruf vom Land in die Stadt Versetzten bedeutet aber der kleine Garten noch mehr. Er ist ihm so etwas wie Ersatz für den verloren gegangenen Grund und Boden. Er fühlt sich zwischen den schmalen Beeten wieder auf dem Lande, wieder daheim. Da kann er den «Stadtmenschen» für einige Stunden ablegen — und darf sich als «Landmensch» geben. Ohne Rock und Weste, ohne würgenden Kragen mit aufgeknöpfter Hemdenbrust und zurückgerollten Aermeln geht er an die Arbeit. Und beim Hacken oder Rechen, beim Setzen oder Jäten steigen ihm längst vergessene Erinnerungen auf, wie wenn sie nur durch den Umgang mit Erdgrund und Gartengeschirr aufsteigen könnten. Er sieht sich im Dorf, auf dem Feld, sieht sich bei Vater, Mutter und Geschwistern. Er erlebt die Jugendzeit wieder, die so frei und voller Köstlichkeiten war. Das sind seine Feierabendstunden: bei der eigentlich angeerbten Arbeit zu sinnen und zu träumen, wie «es einst war». Man kann dabei so vieles vergessen. Und wie manche Wunde, die der harte Alltag schlägt, hört auf zu bluten, fängt an zu vernarben!

Aber nicht nur für die Besitzer oder Pächter haben die kleinen Gärten etwas Angenehmes und Wohltuendes. Auch der gewöhnliche Spaziergänger möchte sie nicht missen. Hin und wieder gilt sein Gang an den Rand der Stadt den Gärten. Oft bleibt er stehen, schaut über die Hecken und Zäune und findet in einem Beet, in einer Ecke, auf einem

Weglein irgend etwas, das ihn fesselt. Es kann ein Pfirsichbäumchen sein, das eben seinen Blustschmuck entfaltet und ausbreitet. Es kann eine leuchtende oder eigenschön geformte Blume sein. Es kann aber auch bloss ein Sonnenflecklein, das wechselvolle Spiel zwischen Licht und Schatten, ein junger Vogel, der seine ersten Flugversuche vornimmt, ein schwebender Schmetterling, ein in sein Sandhäufchen verträumtes Kind sein.

Es kommt nicht so sehr darauf an, was den Spaziergängern zum Stillstehen und Schauen verlockt. Ob Bäumchen oder Blume, ob Vogel oder Kind — das eine kann wie das andere den Gang aus den Häuserhaufen zum Stadtrand bereichern. Das eine kann wie das andere Gefühle auslösen und Gedanken wecken, die einen noch Stunden beschäftigen. In einem solchen Falle wird der Spaziergang zum innern Erlebnis, zum Gewinn, der wie ein Geschenk anmutet.

Darum kann es weder den Besitzern oder Pächtern noch den Spaziergängern oder Zuschauern gleichgültig sein, ob die kleinen Gärten weiterhin bestehen oder überbaut werden. Dem Anwachsen der Stadt und dem Zug der Zeit gehorchend, ist das Ueberbauen zum Zwang geworden. Immer näher an den Rand rücken die neuen Quartiere. Immer bedrohlicher wuchtet Häuserblock neben Häuserblock heran. Arme kleine Gärten! Armes bebautes Land, das bald überbaut werden soll! Es wird das tragische Ende so vieler sorgsam gepflegter Gärtchen sein, dass sie dereinst statt Gemüse, Blumen und Bäumchen ganze Wohnungen und Werkstätten tragen. Es werden dann aber auch viele, die heute noch hacken und säen oder spaziergehen und ihre Blicke über die Beete schweifen lassen, nicht mehr sein. Und ihre Kinder oder Enkel, die in ganz anderen Umständen und Verhältnissen aufwachsen, empfinden das Verschwinden der Gärtchen vielleicht gar nicht als Verlust. Das wäre eigentlich ein stiller Trost. Möge er wahr sein!

Traugott Meyer

KLEINE GARTENHAGPREDIGT

Die mildere Jahreszeit will anbrechen. Es dehnt sich in den Knospen, die springen möchten, um zu blühen. Wir spüren auch so etwas in uns. Wir gehen zögernd wieder vor das Haus, einmal wieder im Gärtlein auf und ab, begrüssen die Nachbarn am Gartenhag.

Ach, ja — die Nachbarn! Unzählige Menschen haben kein Gärtlein. Ihre Nachbarn wohnen oben, oder unten, oder nebenan auf dem gleichen Boden des Miethauses. Vielleicht kennt man einander gar nicht, vielleicht nur «allzu gut», vielleicht aber sind auch Nachbarn da, die man zu seinen hilfreichen Freunden zählen darf.

Sünder sind wir allzumal. Und wir haben scharfe Augen, wenn es gilt, die Fehler der — andern zu erkennen. Da braucht nur eine Frau irgend etwas anders zu tun oder zu machen, als wir es gewohnt sind, dann kommt sie uns schon verdächtig vor. «Das ist eine eigene!» denken wir. «Da dürfte Vorsicht am Platze sein.» Das ist der nächste Gedanke. Und aus Vorsicht wird Misstrauen, aus Misstrauen wird Missgust und Uebelwollen. Wir wissen gar nicht mehr, wie es anfing. Aber jene Frau mögen wir auf einmal gar nicht.

Wären wir gleich zu ihr hingegangen und hätten gefragt:

«Sagen Sie einmal, warum machen Sie das so ganz anders als ich? Sehen sie als Hausfrau einen Vorteil darin? Oder darf ich Ihnen einmal zeigen, wie ich das immer mache? Vielleicht können Sie etwas davon profitieren?» Ja, hätten wir es so gemacht, man hätte sich vielleicht befreundet. Man hätte gegenseitig voneinander gelernt, wie man sich die Arbeit leichter machen kann.

Aber so haben wir zuerst geschwiegen. Dann haben wir angefangen, jene Frau nicht zu mögen. Und dann sind wir gegangen und haben einer anderen Nachbarin «ganz im Vertrauen» im Treppenhaus von dieser «Merkwürdigen im dritten Stock» etwas geflüstert. Schon gibt's jetzt Parteien!

Halt! Tun wir einen Blick auf die Weltkugel! Ist es denn da anders? Die Amerikaner finden, so wie wir uns einrichten, das sei doch verrückt altmodisch und umständlich. Wir seien dann schon Sonderbare! Und wir finden, die Amerikaner